

Das Schwert des Glaubens

Karl Rahner SJ, München

Ansprache während der Eucharistiefeier am 2. Februar 1972 in Löwen, anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorates durch die dortige Katholische Universität.

Wir feiern jetzt das Gedächtnis des Todes Jesu, unseres Herrn, als seinen Heimgang in das Geheimnis, das Gott ist, und als das Ereignis, das für uns in unserer Geschichte die Verheißung bedeutet, daß unser Leben und unser Tod für immer in der Liebe Gottes geborgen sind. Wir feiern diese Memoria Christi an dem Tag, da wir des Tempelganges seiner Mutter gedenken, die ihren Sohn zu Beginn seines Lebens in bedingungslosem Glauben unter die Verfügung Gottes gestellt hat.

Der heutige Tag lenkt unseren Blick auf die Gestalt der heiligen Jungfrau, wie die Perikope von der Darstellung im Tempel bei Lukas (2, 22–35) sie zeichnet. Es ist die Gestalt der Glaubenden. Die Perikope sagt von Maria ein doppelt Eines aus: daß dieses letzte Ereignis der Glaubensgeschichte, das ihr Kind ist, ein Zeichen des Widerspruchs ist, das zum Fallen und zum Aufstehen bringen kann, und daß solches Geschehen unweigerlich wie ein zweischneidiges Schwert die Mitte *ihrer* Existenz, ihres Herzens und somit *jedes* Glaubenden durchdringt.

Lassen wir es uns auch in solcher Stunde wieder gesagt sein: so ist der Glaube. Er ist wie ein Schwert, das durchbohrt und teilt. Jesus selbst sagt bei Mt 10, 34, daß er nicht den Frieden, sondern das Schwert zu bringen gekommen sei. Der Glaube ist das Aushalten dieses Schwertes, die Weigerung also, vorschnell an Versöhntheit zu denken, die Bereitschaft, in der Tiefe mit dem Konflikt hoffend zu leben, der in die Zerrissenheit und Unintegrierbarkeit unseres Daseins hinabreicht, bis zu dem Punkt also, in dem der Mensch nur noch eines kann, verzweifeln oder sich bedingungslos jener geheimnisvollen Einheit und Versöhnung anzuvertrauen, die wir Gott nennen. Glaube ist auch Friede, Freiheit, Vertrauen, Freude und noch vieles mehr. Aber er ist auch dieses: das Aushalten des Schwertes inmitten unseres Daseins. Dieses Schwert des Zwiespaltes im ganzen Leben trifft jeden. Ob er will oder nicht. Der Glaube an das sich uns für uns selber offenbarenden Wort läßt nicht zu, daß wir diesen unüberwindbaren Zwiespalt übersehen, und ruft uns an, ihn anzunehmen, auszuhalten, durchzutragen durch das Leben in Hoffnung. Solches durchtragende Annehmen ist natürlich nur dort gegeben, wo man immer daran arbeitet, diese Unversöhntheiten zu versöhnen, das Plurale zu integrieren, denn sonst wäre man ja in Wahrheit erst recht einer, der das Schwert im Dasein leugnen oder verharmlosen würde.

Unglaube wäre es also, würden wir voreilig in unserer privaten Existenz eudämonistisch oder stoisch die versöhnte Integration unseres Lebens erzwingen wollen, anstatt den Wandel, das Unberechenbare, das Widersprüchliche und Unübersehbare unseres Lebens geduldig und in Zuversicht zu ertragen und nicht mit einem selbstentworfenen Rezept die Herren unserer Geschichte sein zu wollen.

Unglaube wäre es, würden wir meinen, wir könnten in der Dimension des Gesellschaftlichen aus einer fertigen Ideologie heraus, wie immer sie auch sei, leben, die uns zum absolut herrscherlichen Planer unserer Zukunft macht, anstatt mühselig, aber in Hoffnung, die Pilger zu sein, die immer neu den Weg zur absoluten Zukunft suchen, um sie einmal dann aus Gnade und unverdient zu empfangen.

Unglaube wäre es, wenn wir in der Dimension der Wissenschaft und der Wissenschaften meinten, wir hätten ein System, in das wir selbst alle unsere eben *nicht* integrierten Teilerkenntnisse in genossener Harmonie selbstherrlich hineinintegrieren könnten. Unglaube wäre es, auf diesem Gebiet zu wähnen, mit ein wenig philosophischem oder theologischem Gerede oder mit der Monomanie einer einzigen Wissenschaft, die über alles herrschen will, sei die Qual zu heilen, daß gerade aller Fortschritt des Wissens auf allen Gebieten den einzelnen Menschen immer mehr mit dem konfrontiert, was er nicht weiß und nicht beherrscht, von dem er einst nicht wußte, daß er es nicht weiß, während wahre Theologie gerade das Nachdenken darüber ist, daß nur einer ist, der die Wahrheiten versöhnt, in seine eine Wahrheit integriert, Gott, der uns verheißen hat, daß *seine* Wahrheit dann einmal unsere Seligkeit sein wird. Unglaube wäre es, wenn wir nicht anbetend und preisend von dem reden wollten, den wir nicht durch unsere wissenschaftlichen Systeme uns untertan machen können, wenn wir nur von dem reden wollten, was klar ist, d. h. unser Denken in seiner Macht bestätigt, anstatt es zu überwältigen.

Glaube ist es, wenn wir den Stoß des Schwertes in unser Dasein annehmen: das Schwert der Frage, die keine Antwort mehr findet, das Schwert, daß alles Leben in seinem Schmerz im Tode endet, das Schwert, daß nicht einmal die Liebe in diesem Leben alle Widersprüche auflöst, das Schwert, daß alles erreichte Ziel sich wieder in einen Anfang verwandelt, das Schwert der Abschiede, der Enttäuschungen, des Altwerdens, der Torheiten, die wir selbst begehen: unschuldig naiv und schuldig zugleich, das Schwert der Bitterkeiten, die das Kommen des Todes wie Propheten melden.

Alle diese siebenfachen Schwerter durchdringen unser Dasein. Und wenn wir das gelassen und hoffend gelten lassen, glauben wir. Denn dann ist unser durchbohrtes Herz offen für die Verheißung, die der namenlose

Gott selbst ist. Nach der Offenbarung des Johannes (1, 16) geht das zweiseitig scharfe Schwert aus dem Munde des Menschensohnes hervor, der selbst durchbohrt war als der vom Menschen Gekreuzigte (Jo 19, 34, vgl. Offb 1, 7). Wenn er der Durchbohrte ist, dann kann unser Glaube an ihn nicht anderswo sein als in einem Aushalten des Schwertes, das unsere Existenz durchdringt. Wenn wir Glaube sagen, sagen wir eben auch (nicht nur) die Hoffnung in der Kapitulation und die Kapitulation in der Hoffnung. Wer das hört als ein elegantes dialektisches Spiel, der hätte nichts verstanden. Der wäre dorthin zu schicken, wo ihm in seinem Leben früher oder in Zukunft die Ausweglosigkeiten begegnen, die von sich her verstummen lassen und verzweifelt machen. Da könnte er dann lernen, was hier gemeint ist. Dort, wo der Kampf um irdische Gerechtigkeit nochmals Ungerechtigkeit gebiert, dort, wo die Liebe verraten wird und kleine Kinder sterben, die unschuldigen, dort wo ein hoher Geist verblödet, die Menschen schlimmer als Wölfe zueinander sich verhalten und weiter und weiter. Darf man solches in dieser Stunde etwa nicht sagen? Es ist doch die Stunde, da wir den Tod des Herrn begehen, den Tod! Und wenn jemand heiterer vom Leben denkt, froher das Leben annimmt, so ist es ihm wahrlich nicht verwehrt, vorausgesetzt, daß er diesen hohen Mut und diese Freude anerkennt als Gnade, die dem Glauben verheißt, daß die ewige Versöhnung doch im Kommen ist, und wir darum den Tod des Herrn verkünden, bis er kommt.

Wenn die Toten leben, wenn die Dahingeschiedenen nicht die sind, deren Leben ins Leere zerronnen ist, sondern die, deren Geschichte ihre Endgültigkeit in Gott gefunden hat, dann haben wir das Recht und die selige Pflicht, uns zu ihrem Leben und dessen Gültigkeit immer aufs neue zu bekennen, zu allen, die uns im Zeichen des Glaubens vorangegangen sind. Und somit zu der, deren Seele das Schwert des Schmerzes durchdrang, die nach dem Wort desselben Lukas selig war, weil sie geglaubt hat (Lk 1, 45). Wenn wir uns bekennen zum Gesetz ihres Lebens, dem Gesetz des Glaubens, dann rufen wir sie an. Dann huldigen wir ihr als dem Vorbild aller Glaubenden.

Wir feiern das Gedächtnis des Todes des Herrn. Wir bekennen somit, daß wir dem Schwert unserer Existenz, wo es uns trifft, wie immer es uns trifft, nicht ausweichen wollen, als ob wir keine Hoffnung hätten. Wir feiern den Tod des Herrn in kultischer Begehung, damit wir ihn feiern können in der seligen Bitterkeit des Lebens, in uns, um uns und auch in unserer Wissenschaft, der tödlich unvollendbaren. Auf, laßt uns den Tod des Herrn verkünden, bis er kommt.